

TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben von

Sigrid Weigel und Karlheinz Barck

Figuren des Ausdrucks

Formation einer Wissenskategorie
zwischen 1700 und 1850

Herausgegeben von
Tobias Robert Klein und Erik Porath

Wilhelm Fink

Gedruckt im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung
geförderten Projekts „Ausdruckgebärden zwischen Evolutionstheorie und
Kulturgeschichte“ am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, Berlin

Umschlagabbildung:

William Hogarth: Characters and Caricaturas Courtesy
of the Department of Special Collections University of Chicago Library.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen
Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung
und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren
wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und
andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2012 Wilhelm Fink Verlag, München
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany.

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5008-1

KEVIN JOEL BERLAND

»Diagnostische und prognostische Kennzeichen«

Die Entfaltung der Rede vom Temperament
in der Physiognomie

Die Philosophie der Menschheit besteht aus Theilen die denen gleich sind aus welchen der Mensch selbst besteht: nemlich aus den Wissenschaften welche sich mit dem Körper, und aus den Wissenschaften, die sich mit der Seele beschäftigen. ... [D]ie Wunder der menschlichen Natur, ihre äußersten Kräfte und Tugenden die sich sowohl am Körper als Geist äußern, [möchten] in eine Sammlung gebracht werden ..., die einem Verzeichniß der menschlichen Triumphe gleichen sollte ... Es erhellet aber, daß all dieses was gemeinschaftlich und gemischt ist jener ersten Eintheilung in die Wissenschaften des Körpers und in die Wissenschaften der Seele nicht hat zugeeignet werden können ... [A]lso ist jener Bund der Seele und des Körpers gleichfalls in zwey Dingen enthalten, daß man nemlich beschreibe, wie diese zwar, nemlich die Seele und der Körper sich gegenseitig entdecken, und wie sie gegenseitig auf einander wirken, nemlich durch die Anzeige und den Eindruck: die erstere dieser, nemlich die Beschreibung welche Kenntnis man von der Seele aus der Beschaffenheit des Körpers oder von dem Körper aus der Beschaffenheit der Seele haben kann, hat uns zwey Künste gegeben, die beide die Vorhersagung zur Absicht haben, die eine ist mit den Untersuchungen des Aristoteles, die andere mit den Beobachtungen des Hyppokrates versehen. Ob wohl aber die neueren Zeiten diese Künste mit abergläubischen und phantastischen Einnischungen befleckt haben, so sind sie doch wieder gereinigt und gänzlich hergestellt, und von solchem Werth, daß sie dem gemeinem Leben sehr nützlich, und in der Natur fest gegründet sind. Die erste ist die Physiognomie welche durch die Züge des Körpers die Neigungen der Seele anzeigt.

Francis Bacon, 1605

»Fronti nulla Fides« – welchen Wert wir dieser banalen Phrase auch immer beimessen, so ist doch gewiss, dass wenn wir nur die Weisheit gebührend berücksichtigen, dass das Angesicht der Nuntius der Seele ist, und wenn wir uns in den maßgeblichen Aktionen und Hauptwirkungen seiner verschiedenen Muskeln nur gründlich auskennen, wir gute Gründe haben, diesen Satz zu revidieren. Müssen wir doch auch in unserer alltäglichen Erfahrung dem Antlitz das Versprechen ablesen, das wir nachträglich als die wirkliche Gesinnung der Person entdecken, deren Antlitz es ist.

James Parsons, 1747

Das Studium der Sprache der Leidenschaften gründet auf dem Wissen um die Mechanismen des Ausdrucks. Aber die Wahrnehmung der Zeichen dieser Sprache im Zuge ihrer Verwendung beinhaltet eine Symptomatologie der Leidenschaften sowie ein neues Profil dessen, was wahrgenommen und ausgedrückt werden kann.

François Delaporte, 2008¹

In Molières 1669 verfasstem Lustspiel *Monsieur de Pourceaugnac* untersuchen zwei Ärzte die (vermeintlich) erkrankte Titelfigur. Einer der Ärzte erklärt: »Demnach [ist] es gewiß, daß man keine Krankheit [Distemper] heilen kann, es sey denn, daß man dieselbe vollkkommen kenne; und aber selbige nicht vollkkommen kennen kann, ohne den besonderen Begriff und die wahre Gattung derselben, durch ihre diagnostischen und prognostischen Kennzeichen, gründlich festzusetzen [...]«. ² Er erläutert, das Wesen der physiologischen Medizin [»Physick«] bestehe darin, die internen medizinischen Konditionen durch externe, am Körper ablesbare Zeichen zu erkennen. Diese Zeichen versehen den Diagnostiker mit einer auf physiologische Erklärungen spezialisierten Sprache. Der zu untersuchende »Patient«, so behauptet einer der Ärzte in Molières Stück gegenüber dem anderen, zeige unmissverständliche Anzeichen von Melancholie:

Daß dies gewiß sey, dürfen sie nur, als das unläugbare Diagnosticum dessen, was ich sage, diese überaus ernsthafte Mine, welche sie an ihm sehen, in Betrachtung ziehen; ferner, diese mit Furcht und Mißtrauen vergesellschaftete Traurigkeit, welches pathognomische und persönliche Kennzeichen dieser Krankheit sind, welche bei dem göttlichen Greise, dem Hippokrates, so schön bezeichnet worden ist; noch mehr, diese Gesichtsbildung, die rothen und wilden Augen, der starke Bart, die kleine, schwarze und haardichte Leibesbeschaffenheit: welche Kennzeichen beweisen, daß er mit dieser Krankheit höchst behaftet ist, weil solche von einem Fehler der Hypochondren, oder, des dünnen Leibes, herrühren; welche Krankheit, weil sie nach Ablauf vieler Jahre naturalisiret, offenbarlich eingeleert, zur Gewohnheit geworden, und das Bürgerrecht in ihm erhalten, gar leichtlich in einem Wahnwitz, oder in eine Schwindsucht, oder in einen Schlagfluß, oder in eine subtile Unsinnigkeit und Raserey aus schlagen könnte.³

-
- 1 *Lord Franz Bacon über die Würde und den Fortgang der Wissenschaften*. Verdeutsch und mit dem Leben des Verfaßers und einigen historischen Anmerkungen herausgegeben von Johann Hermann Pffingsten, Pest (Weingand & Köpf) 1783, S. 363 f. und 367 f., im engl. Original *The Two Bookes of Francis Bacon. Of the proficience and advancement of Learning, diuine and humane*, London (Tomes) 1605), pp. 36^{r-v}. James Parsons: *Human Physiognomy Explain'd in the Crounian Lectures on Muscular Motion for the Year 1746*, [Supplement to the Philosophical Transactions, 44 (1746–1747)], London (Davis) 1747, S. 33. François Delaporte, *Anatomy of the Passions*, Stanford (Stanford UP) 2008, S. 4.
 - 2 Molière wird zitiert nach der Ausgabe »Der Herr von Pourceaugnac/von Schweihof«, in: *Des Herrn Molière sämtliche Lustspiele, nach einer freyen und sorgfältigen Übersetzung*, Dritter Theil, Hamburg (Herold) 1752, S. 430. Die Schilderung bezieht sich auf die elfte Szene im ersten Akt des Stückes.
 - 3 Ebd., S. 431 f.

In der für Lustspiele typischen Weise präsentiert Molière seine Figur als eine Unsinn verbreitende Person – allerdings äußert sie Unsinn der besonderen Art, denn sie bietet ihn vor dem Hintergrund akzeptierter Wahrheiten dar. Die Rede des Arztes gründet in Ansichten über die medizinische Praxis, die zu Molières Zeit akzeptabel erschienen. Die termini technici jedoch werden unangemessen verwendet und bis zur Absurdität überzogen. Die Ätiologie der Krankheit des Patienten ist schlicht lächerlich – »ein Fehler der Hypochondren«. Gleichermassen grotesk ist die Prognose – behauptet doch der Arzt, der Zustand des Patienten könne unbehandelt zu jeder Art von Krankheit degenerieren. Wie andere Formen von Literatur und Schauspiel verlangt auch das Lustspiel einen von Leser oder Publikum gemeinsam geteilten kulturellen Kontext. Andernfalls käme die komische Wirkung nicht zustande. Molière und sein Übersetzer aus dem 18. Jahrhundert erwarteten, dass ihr Publikum die zeitgenössische Vorstellung von Krankheit verstehen und die typische Praxis der Bezugnahme auf eine kodifizierte Symptomatologie erkennen würde, die notwendig ist, um ›Krankheiten‹ [›Distempers‹] zu identifizieren und zu behandeln.

Die Diagnose interner Zustände fußte auf der Identifikation und Interpretation externer Indikatoren. Die innerliche physische Konstitution erzeugt Kennzeichen, welche sowohl das physiologische Wohlbefinden oder einen schlechten Gesundheitszustand, als auch Charakterveranlagungen anzeigen. Physiologische Medizin [›Physick‹] und Physiognomie ist die Sprache äußerer Kennzeichen gemein. Joseph Ziegler hat dies so erklärt:

Die Physiognomie gehört zu einer Reihe von Praktiken (einschließlich der Medizin), die auf die Semiotik des Körpers bezogen sind. Der Physiognomie Praktizierende hat zu allen Zeiten die analytischen Kategorien benutzt (Farbe, Bewegung, Gestalt, Textur, Temperatur), die auch der Arzt herangezogen hatte, um eine Diagnose zu stellen. Was steckt nun aber hinter diesem hier von Medizin und Physiognomie genutzten Symptomatikmodell? Intuition? Rückgriff auf okkultes Wissen? Oder doch ein solider theoretischer Rahmen, der diese Praktiken mit dem erwünschten Terminus ›scientia‹ krönt?⁴

Zieglers Frage leitet über zur Untersuchung der physiognomischen *Methode*. Im Folgenden werde ich versuchen, die Grundlagen zu umreißen, von denen her die Entwicklung einer Praxis verstanden werden kann, die darauf abzielt, die Wissenschaftlichkeit dieses Bereichs zu etablieren.

In früheren Jahrhunderten wurde Krankheit teleologisch begriffen; man nahm also an, die natürliche menschliche Verfassung sei die körperlicher wie geistiger Gesundheit. Krankheit war ein Abweichen von diesem idealen, ordnungsgemäßen Zustand – daher auch die englischen Termini ›disorder‹ und ›distemper‹. Ehe sich die mo-

⁴ Joseph Ziegler: »Philosophers and Physicians on the Scientific Validity of Latin Physiognomy, 1200–1500«, in: *Early Science and Medicine*, 12 (2007), S. 285 f.

derne Auffassung von Infektionskrankheiten entwickeln konnte, wurden Krankheiten von Ärzten meistens als eine Unausgewogenheit der physischen Beschaffenheit des Menschen verstanden. Die antike und mittelalterliche Physiologie – deren Spuren sich, Fortschritten der medizinischen Wissenschaft zum Trotz, bis ins 18. Jahrhundert finden – hatte Gesundheit im Sinne des Gleichgewichts der für den Körper konstitutiven Elemente definiert. Der Terminus ›Temperament‹ war ursprünglich ein Hinweis auf eine Veränderung der *Qualitäten* (heiß oder kalt, feucht oder trocken) oder des *Gemüts*, das durch verschiedene Mischungsverhältnisse der Körpersäfte (Blut, Schleim, gelbe Galle, schwarze Galle) die Natur oder die ›Komplexion‹ einzelner Menschen – deren körperliche wie geistige Verfassung – bestimme. Im Falle der Gesundheit seien die konstitutiven Elemente im Gleichgewicht – ›tempered‹ –, und dementsprechend im Falle der Krankheit – ›distempered‹.

Auch nachdem man Krankheit nicht länger als Unausgewogenheit von Körpersäften verstand, blieb die Vorstellung, Gesundheit erfordere ein Gleichgewicht körperlicher Elemente, bestehen. Der Terminus ›Temperament‹ kam im Laufe der Zeit nicht außer Gebrauch, obwohl die Medizin und die Physiognomie die Idee der Humoralpathologie als obsolet verabschiedeten. Nach und nach bezeichnete ›Temperament‹ eine allumfassende Qualität des Charakters, des geistigen Wesens oder der natürlichen Veranlagung, statt eine körperfunktionale Qualität zu meinen. Dieser Bedeutungswandel beeinflusste die Geschichte von Physiologie und Physiognomie, weil er Änderungen der Konzeption menschlicher Leidenschaften und ihrer Ausdrucksformen einschloss.

Die Physiognomie kann im Umfang ihrer Einflussnahme nicht vollständig erfasst werden, wenn man nur die wesentlichen Theoretiker oder deren Einfluss auf bedeutende Schriftsteller und bildende Künstler untersucht. Es gibt auch eine Populargeschichte der Physiognomie jenseits der zentralen physiognomischen Konzepte, zu welcher Autoren religiöser oder ethischer Abhandlungen, Essayisten, Dichter und weniger bedeutende Verfasser medizinischer Texte gehören. In dieser Untersuchung möchte ich mich mit graduellen Veränderungen dessen beschäftigen, was Thomas Mautner »climate of opinion« genannt hat, also einer vorherrschenden oder einflussreichen Ideologie, welche »in die Mentalität einer Gesellschaft, in den Geist einer Zeit eingeht.«⁵ Dieses Klima widersteht dem Wandel, was Historiker, die von einer kanonischen Figur zur nächsten übergehen, öfter vergessen. Um einige Merkmale dieses Mentalitätswandels zu belegen, möchte ich zeigen, wie der langwierige Prozess der Begriffsdialektik in bestimmten Schlüsseltermini seinen Niederschlag findet. Dafür ist es jedoch notwendig, ehe ich mich den Fällen aus der frühen Neuzeit und der Aufklärung widmen werde, kurz ihre historischen Vorläufer zu diskutieren.

5 Thomas Mautner: »Introduction«, in: Francis Hutcheson: *On Human Nature: Reflections on our common systems of morality – On the social nature of man*, hg. v. Thomas Mautner, Cambridge (Cambridge UP) 1993, S. 6.

Es ist allerdings nicht erforderlich, die Tradition der Physiognomie bis hin zu ihren antiken Quellen zurückzuverfolgen oder deren vielfaches Wiederaufleben im Einzelnen zu reflektieren. Ein Beispiel aus der frühen Neuzeit möge genügen: Laut Bartolomeo della Rocca, genannt Cocles, einem italienischen Gelehrten des 15. Jahrhunderts (1467–1504), wirkt auf den Körper eine Mischung starker physischer Kräfte. Physiognomie sei daher schlechthin Körperwissen (»knowledge of bodyes«) und in diesem Sinne der sicherste Weg für das Studium der Beziehung von Körper und Geist/Seele, denn sie bestehe in der Beobachtung der äußeren Wirkungen der Mischung verschiedener konstitutiver Elemente. Folglich sei Physiognomie die körperbezogene Ursachenforschung oder die Kenntnis des inneren körperlichen Gleichgewichts anhand der äußeren Gestalt und Form (»Body skyl, or the knowledge of the temperaunce of bodyes by theyr shape & fourmes«).⁶ Die ins Gleichgewicht zu bringenden Faktoren sind für Cocles die Elemente (Erde, Luft, Feuer und Wasser), Qualitäten (Hitze und Kälte, Feuchte und Trockenheit) sowie die vier Körpersäfte. Ein Körper im temperierten, ausgewogenen Zustand habe einen guten Appetit und eine gute Verdauung, sei von idealem Gewicht (»meanelye fat«), schlafe gut, niese selten, befördere angemessene Gefühle, sei mit hinreichend scharfen Sinnes- und Körperkräften ausgestattet und weise eine gesunde Gesichtsfarbe auf. Demgegenüber seien beim ungesunden, nicht-temperierten Körper Appetit und Verdauung schwach ausgeprägt. Ein solcher Körper neige zu Übergewicht und Schlaflosigkeit, gähne oft und strecke seine Glieder. Häufig müsse er niesen, sei von dunklen Gefühlen bewegt, ermüde schnell, sei ungesittet und habe schwache Sinne sowie ein überaus bleiches oder gerötetes Gesicht.⁷ Nachdem er den Zusammenhang zwischen dem Gleichgewicht der konstitutiven Elemente und dem Charakter hergestellt hat, geht Cocles dazu über, Kennzeichen aufzuzählen, durch welche sich diese im Gesicht manifestieren – ohne jedoch auch nur im Ansatz näher zu erläutern, *wie* die Elemente, Qualitäten und Körpersäfte jene Manifestationen bewirken.

Ein volles Gesicht zeigt an, dass der Mensch ängstlich ist und entsprechend befangen im Verfolgen seiner Ziele. Er ist verschwenderisch, diskret, luxuriös und vergesslich: Auch neigt er dazu, schwer nachvollziehbaren Dingen starsinnig Glauben zu schenken. Wenn die Dinge seinen Vorstellungen zuwider laufen, hält er trotzdem an vergeblichen und unmöglichen Zwecken hartnäckig fest. Er ist neidisch oder störrisch, in gleichem Maße zum Guten wie zum Bösen zu bewegen und sehr anmaßend und überheblich.

Ein schmales Gesicht kündigt davon, dass der Mensch achtsam und scharfsinnig ist, umsichtig in seinen Handlungen, ausdauernd, von guter Auffassungsgabe wie

6 Bartolommeo della Rocca, known as Cocles: *A brief and most pleasaun[n]t Epitomye of the whole art of Physiognomie, gathered out of Aristotle, Rasis, Formica, Loxius, Phylemo[n], Palemo[n], Consiliator, Morbeth the Cardinal and others many moe, by that learned chyruyrgian Cocles: and englished by Thomas Hyll*, London (Iohn Waylande) 1556, keine Paginierung und Signaturen.

7 Ebd., sig. A.ii.r–v.

einst die römischen Händler. Statt von frommer Natur zu sein, ist er unbarmherzig und missgünstig, empfindlich und herablassend.⁸

Cocles drückt sich unklar darüber aus, wie es dazu kommt, dass ein Mann dick, furchtsam und verschwenderisch oder aber hager, achtsam, empfindlich und missgünstig ist. Wir erfahren nur, dass dies in der Regel etwas mit dem ausgewogenen (oder unausgewogenen) Gleichgewicht zu tun habe.

Eine temperierte und gute Stimmung ergibt sich aus der rechten Proportion der ersten Qualitäten; sie führt eher zu Wärme und Milde als zu Kälte und Härte, eher zur Fülle als zur Schlankheit. Eine solche Stimmung demonstriert die Güte der Komplexion, welche letztere sich durch ein Gleichgewicht von Scharfsinn und Verstand auszeichnet.⁹

Bei allen bekannten und wiederholt publizierten frühneuzeitlichen Gelehrten der Physiognomie – Cocles, Indagine, Erra Pater und Porta – findet sich ein intuitiver Sprung von allgemeinen physiologischen Prinzipien zu einem Schema spezieller Diagnostik. Merkwürdigerweise schmälert das Fehlen präziser Erklärungen dafür, auf welche Weise die aufgelisteten Effekte durch körperliche Vorgänge bewirkt werden, die Darstellung in keiner Weise. Man könnte in der Tat behaupten, die ex cathedra-Methode schematischer Präsentation stärke den Eindruck der Kompetenz, der durch Bezugnahmen auf klassische Autoritäten noch unterstrichen wird.

Der Einfluss der Ethik des Aristoteles, mit der von ihm konzipierten Verortung der Tugend in der Mitte zwischen Mangel und Übermaß, ist offensichtlich. Er zeigt sich in der Rolle, welche das rechte Gleichgewicht im Denken dieser Schriftsteller spielt – beginnend mit den anonymen aristotelischen Verfassern der einst dem Aristoteles zugeschriebenen *Physiognomonica*. Ursprünglich konzipiert von Autoritäten der antiken physiologischen Lehre – Hippocrates, Galen, Adamantius, Polemon und den pseudo-aristotelischen Autoren – und bis weit über das Ende des 18. Jahrhunderts hinaus vielfach wiederkehrend finden sich, so könnte man sagen, eine Reihe von Nachlass-Termini [legacy terms]: Ausgewogenheit, Gleichgewicht, Krasis, Temperament, Mäßigung. Im Folgenden werde ich erörtern, wie sich die Bedeutung dieser Termini über verschiedene Texte und semantische Erweiterungen, Verengungen und Umdeutungen hinweg wandelt. Auf diese Weise soll dem Gebrauch der Schlüsseltermini sowie den Entwicklungen nachgespürt werden, denen das Verständnis der physischen und geistigen Konstitution unterliegt.

Betrachten wir zum Beispiel den Nachlass-Terminus ›Krisis‹ (κρᾱσις), ein griechisches Wort, das ursprünglich jede Art von Mischung oder Mixtur bezeichnete und von antiken und mittelalterlichen Autoren genutzt wurde, um die Ausgewogenheit

⁸ Ebd., sig. D.iii.v.

⁹ Ebd., sig. E.i.v-E.ii.r.

oder Unausgewogenheit von Körpersäften, Elementen oder Qualitäten zu beschreiben. In der späteren medizinischen Literatur war, wie Steven Blankaart in seinem *Physical Dictionary* aus dem 17. Jahrhundert bemerkt, der Terminus dann ein Verweis auf jedwede »Verbindung und Mixtur« körperlicher Entitäten, was zu jener Qualität führte, die als ›Temperament‹ bekannt ist.¹⁰ Thomas Sydenham, ein bedeutender englischer Arzt des 17. Jahrhunderts, beschreibt, wie die »Flux« genannte Krankheit [distemper] vom Körper Besitz ergreift: »Die Krisis des Blutes ist durch Überhitzung so geschwächt und kraftlos [...] dass es nicht mehr gemächlich die entzündlichen Teilchen ausstoßen kann.«¹¹ Noch zu Ende des 18. Jahrhunderts ist dieser Terminus in Gebrauch. So gibt Lewis Mansey seinen Lesern den Rat-schlag, Gemüse zu essen, denn die »Gesundheit ist nahezu zur Gänze von der rechten Krisis des Blutes abhängig. Um diese zu erhalten, ist eine Mischung von Gemüsesorten, in einem bestimmten Verhältnis, allzeit erforderlich.«¹²

Eine bindende Definition des Wortes ›Physiognomie‹ selber hat es zu keiner Zeit gegeben. Anfänglich verwies der Terminus auf eine bestimmte Disziplin oder Befähigung zur Charaktereinschätzung mittels Zuordnung individueller Persönlichkeitsmerkmale zu einem kodifizierten Satz signifikanter Merkmale. Der Terminus erfuhr später eine semantische Erweiterung, als man ihn zu verwenden begann, um jede besondere Fertigkeit zur bezeichnen, am Gesicht den Charakter abzulesen. Dazu war kaum mehr verlangt als die unwillkürliche Reaktion auf eine äußere Erscheinung, ohne dass eine ausgebildete physiognomische Konzeption oder ein taxonomisches System zur Klassifizierung beobachteter Merkmale erforderlich gewesen wäre. Physiognomie setze, so erläuterte Lavater, bei der »Fertigkeit« an, »durch das Aeußerliche eines Menschen sein Innres zu erkennen: das, was nicht unmittelbar in die Sinne fällt, vermitteltst irgend eines natürlichen Ausdrucks wahrzunehmen«.¹³ Im Jahre 1776 brachte einer der ersten Rezensenten von Lavaters *Physiognomischen Fragmenten* den Gedanken ins Spiel, dass die alltägliche Erfahrung, auf visuellen Eindrücken beruhende Urteile über andere zu bilden, die Wahrheit von Lavaters Grundprinzipien bestärke:

Wir wissen durch unsere Erfahrung, dass es niemanden gibt, er mag so gescheit oder dumm sein, wie er will, auf den nicht zumindest manches am Äußeren der Menschen insofern Eindruck macht, als das dies seine Meinung über sie bestimmt sowie in bestimmtem Maße sein Verhalten ihnen gegenüber regelt. Ein jeder handelt bezogen

10 Steven Blankaart: *The Physical Dictionary*, London (Crouch and Sprint) ⁴1702, S. 302.

11 *The Whole Works of that Excellent Practical Physician, Dr. Thomas Sydenham*, London (Wellington) ³1701, S. 85.

12 Lewis Mansey: *The Practical Physician; or, Medical Instructor*, London (Stratford) 1800, S. 14. Siehe auch *The Edinburgh Practice of Physic and Surgery*, London (Kearsley), 1800 über die »Sto-ckung« des Blutes bei starker Skorbut, wodurch »dessen Krisis zerstört« wird (S. 514).

13 Johann Caspar Lavater: *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*, Leipzig und Winterthur (Weidmann u. a.) 1775, Bd. 1, (Nachdruck Leipzig 1969), S. 13.

auf ihm unbekannte Andere folglich vermöge seiner physiognomischen Empfindungen oder Urteile.¹⁴

So verstanden ist Physiognomie impressionistisch – ein Gefühl, das auf irgendeine Weise den Status eines Urteils erlangt. In der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts war die unwillkürliche physiognomische Empfindung ein verbreitetes literarisches Mittel, mit der eine literarische Figur oder ein Erzähler den Anspruch auf besondere Charakterkenntnis erhebt. So schreibt z. B. Oliver Goldsmith, dass er es beim ersten Anblick des Präsidenten des Clubs »Choice of Spirits« nicht vermeiden konnte, unter »Einsatz all meiner physiognomischen Fähigkeiten« die »Überlegenheit seiner Begabung« zu erkennen.¹⁵ In der literarischen Praxis wird dieses Wahrnehmungs- und Urteilsvermögen im Allgemeinen als verlässlich betrachtet – es sei denn, die Fähigkeit des Subjekts zu täuschen ist größer als die Schärfe des Blicks seitens des Beobachters. Beispiele dafür finden sich in der britischen Belletristik, und zwar ohne Bezugnahme auf die systematische Physiognomie, nahezu überall. Als etwa der wahre Charakter von »Sir Peter Rueful« in Anne Dawes Briefroman *The Younger Sister* aus dem Jahre 1770 zum Vorschein kommt, drückt eine Briefeschreiberin ihrer Freundin gegenüber das Bedenken aus, deren »physiognomische Befähigungen« – d. h. deren Argwohn und Befürchtungen erweckende Eindrücke – »werden sich wohl bewahrheiten«.¹⁶

Durch semantische Einengung oder eine Art metonymischer Destillation werden sowohl der [englischsprachige] Terminus ›physiognomy‹ als auch dessen vertraute, zumeist scherzhafte Abkürzung ›phiz‹ zu Bezeichnungen des Gesichtes selbst, zuerst als eines Ortes der Enthüllung. Ein Beispiel dafür sind Thomas Blackwells *Letters concerning Mythology* aus dem Jahre 1748. Dort erkennt eine Person, die sich als Laie mit dem Lesen von Gesichtern beschäftigt, im »verbitterten, verschorften Antlitz« eines Edelmanns dessen endgültigen Verfall. »Ein alter, ausgelaufter, wehleidiger Dandy!«, ruft er. »Es ist ein Jammer! Ein im höchsten Maße abstoßendes Gesicht [Phiz]. Ich hätte dich zeichnen und ein *Memento mori* in St. J[ames] aufstellen sollen.«¹⁷ Obwohl Literaturhistoriker gelegentlich versucht haben, Termini dieser Art verschiedenen Autoritäten auf dem Gebiet der Physiognomik zuzuschreiben, ist deren Nutzung doch so verbreitet, dass man von einem sprichwörtlichen, nicht notwendigerweise an ein System gebundenen Gebrauch sprechen muss. Noch später kommt es dann zur letztgültigen semantischen Erweiterung – ›phiz‹ meint schließlich einfach ein Gesicht und nichts weiter.

Die sprichwörtliche Funktion des Wortes ›physiognomy‹ demonstriert den Charakter des physiognomischen Prozesses als eines Stereotyps so eindrucksvoll, dass

14 *Medical and philosophical commentaries. By a society in Edinburgh*, London (Murray et al.) 1776, Bd. 4, S. 22.

15 Oliver Goldsmith: *Essays by Mr. Goldsmith*, London (Griffin) 1765, S. 18.

16 [Ann Dawe]: *The Younger Sister*, London (Lowndes) 1770), Bd. 1, 424.

17 Thomas Blackwell: *Letters concerning mythology*, London 1748, S. 19.

Humanphysiologen und Verhaltensforscher untersucht haben, wie das Grundprinzip der Korrespondenz zwischen Körper und Geist (oder Seele oder Gefühl) mit den neuen anatomischen Entdeckungen in Einklang gebracht werden kann. Der französische Historiker und Autor physiognomischer Texte Jacques Pernetti zum Beispiel sieht in der gründlichen anatomischen Kenntnis die Basis der physiognomischen Diagnose.

Wir Physiognomiker haben schon vom ersten Blick an eine intellektuelle Sicht auf die verborgenen Antriebsfedern, durch die sie [die äußeren Merkmale] erzeugt werden, obwohl diese Federn unseren Augen unzugänglich sind. Das sichere und allgemeine Wissen um die inneren Körperteile ermöglicht das von äußeren Merkmalen ausgehende Urteil über das Innere.¹⁸

Das sichere Wissen, dass er als die Basis physiognomischer Einsichten beanspruchte, war der konkrete, handfeste Corpus physiologischer Daten, der über Jahrzehnte anatomischer Dissektion, Illustration und Publikation hinweg aufgebaut worden war. Pernetti hatte etwas von einer Janusfigur. Einerseits reklamiert er die Vorzugswürdigkeit moderner empirischer Wissenschaft und verteidigte andererseits den rationalen Ursprung der »sinnwidrigsten Wissenschaften« – Astrologie ist ihm nur ein »Missbrauch der Astronomie«. Er behauptet somit, okkulte Versionen der Physiognomie würden dem Missbrauch der unwillkürlichen und angemessenen Korrelation von mentalen Prozessen und körperlichem Ausdruck entstammen.¹⁹

Der für das physiognomische Denken in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einflussreichste britische Anatom ist James Parsons, dessen *Crownian Lectures on Muscular Motion* aus dem Jahre 1746 von der Royal Society als *Human Physiognomy Explained* veröffentlicht wurden. Parsons hat die Absicht, die »Auswirkungen der Muskeltätigkeit auf den Gesichtsausdruck als den Maßstab der Physiognomie aufzuweisen und zu erläutern«.²⁰ Er untersucht jene Muskulatur, die dazu dient, »die Gesichtshaut zu formen und zu bewegen oder die Mimik zu ändern« (Parsons, 3). Er berichtet bis ins kleinste Detail gehend, wie bestimmte Muskeln vertraute Änderungen des Gesichtsausdrucks bewirken. Der Occipito Frontalis-Muskel zum Beispiel glättete die Stirn. Wirke er allerdings »kräftiger, so runzelt sich die Stirnhaut zwischen den Augenbrauen. Das geschieht, wenn wir einen finsternen Blick werfen oder die Augenbrauen zusammenziehen« – was dem Muskel den bekannten Namen

18 Jacques Pernetti: *Philosophical Letters upon Physiognomies. To which are added, Dissertations on the Inequality of Souls, Philanthropy, and Misfortunes*, London, (Griffiths, Meyer, Payne and Bouquet) 1751, S. 99. Eine Übersetzung der *Lettres philosophiques sur les physiognomies* La Haye (Neaulme) 1746.

19 Ebd., S. 36 f.

20 James Parsons: *Human Physiognomy* (Anm. 1), S. v. Weitere Nachweise im Text. Zu Parsons Einfluss, insbesondere auf Buffon, vgl. Melissa Percival: *The Appearance of Character: Physiognomy and Facial Expression in Eighteenth-Century France*, Leeds (Maney) 1999, S. 33–35.

»the Corrugator« verschafft habe (Parsons, 7, 9).²¹ Parsons fährt fort und demonstriert die Muskelmechanik sowohl für die Aufrechterhaltung der »Symmetrie des Gesichtsausdrucks« im Zustand ausgeglichener »Verfassung« als auch für den Ausdruck der »Leidenschaften der Freude, der Trauer, der Wut, der Bosheit und anderer, welche der Geist einzuflüstern geneigt ist« (Parsons, 32). Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Physiognomie und der physiognomischen Anatomie bis zu seiner Zeit diskutiert er die in Illustrationen festgehaltenen Expressionen, verbindet diese mit buchstäblichen Beschreibungen und versieht dies mit Erläuterungen der Muskelbewegungen, welche die jeweiligen Anzeichen der Leidenschaft hervorrufen. Parsons Physiologie begnügt sich mit der Aufzeichnung dieser Bewegungen, ohne die Vorgänge anzusprechen, durch welche die Muskulatur in Bewegung gesetzt wird. Etwa dreißig Jahre später, in der ersten britischen Erwähnung des Werkes von Lavater, konzediert ein gewisser Dr. Marcard, Parsons Physiognomie der Muskeln sei »das Beste« seit Aristoteles gewesen, betont aber zugleich, Parsons habe seine Untersuchungen »auf die Bewegungen der Muskeln« beschränkt sowie »auf die Wirkungen, welche diese auf den Gesichtsausdruck haben«. Somit liefere er »nur eine Physiognomie der Leidenschaften«.²²

Andere Ansätze skizzierten Kausalerklärungen der Muskeltätigkeit wie auch ihrer Wirkungen. Das Werk des Schweizer Anatomen Albrecht von Haller (1708–1777) kann als eine solche Vereinigung von mechanischer Physiologie und Physiognomie verstanden werden. Die durch äußere Gegenstände verursachten Sinnesreize treffen oder berühren, so Haller, das »Mark des zarten, breyigten Nervens«, bringen »irgend eine Veränderung durch die Nerven geister zu der Stelle des Hirns [...], an welcher die Fibern des erschütterten Nervens ihren ersten Ursprung nahmen«.²³ Von diesem Konzept der Stimulus-Übertragung ausgehend entwickelt sich dann eine physische Theorie der somatischen Ursachen und Wirkungen von Leidenschaften:

Von den Ursachen, von denen die Glückseligkeit unserer Seele entweder vermehrt, oder vermindert wird, kommen einige vom Körper, und sind blos mechanische. Unter diese gehört der Schmerz, eine traurige Empfindung, wovon eine jede zu starke Empfindung im Nerven der Grund zu seyn scheint; und die Wollust, in der der Nerve über das Gewöhnliche gereizt wird, aber mäßig. Ein Jucken gränzt an die Wollust, und in beiden wird der Zufluß des Bluts nach dem Theil vermehrt, in welchem entweder eine Wollust (angenehmes Gefühl) oder ein Kitzel vernommen wird; doch geht sie bei der Vermehrung in einen Schmerz, oder in eine zu starke Empfindung eines Nerven über. Die Beängstigung kommt vom Blut, welches mit Beschwerlichkeit durch die Lunge strömt.²⁴

21 »Corrugator« von »to corrugate«, d. h. runzeln, runz(e)lig werden [Anm. d. Übers.].

22 *Medical and philosophical commentaries* (Anm. 14), S. 24.

23 *Albert's von Haller Grundriss der Physiologie für Vorlesungen* (lat. als *Primae lineae physiologiae* 1747), mit den Verbesserungen von Wisberg, Sömmerring und Meckel; umgearbeitet v. D. Heinrich Maria von Leveling, Erlangen (Heyder)⁴1822, Bd. 2, S. 261.

24 Ebd., S. 277 f.

Die mit Zorn verbundenen »Leidenschaften der Seele« verursachten Herzklopfen, steigerten Herzfrequenz wie Muskelspannung und führten zu einem heilenden Ausstoß von Gallenflüssigkeit. Kummer schwäche die Nerven, reduziere den Puls, mache den Appetit zunichte und verursache den Stillstand und die Erkrankung des Ernährungssystems. Die Leidenschaften bewirkten im Geist physische Änderungen, denn »nervigte Schließer« »[r]egieren« »die Gefäße«, die letztere »bisweilen »an[ziehen]« und dadurch das Blut »beschleunigen«, sie aber »ein andresmal« »erschaffen« und »ihre Stärke« »brechen«. ²⁵ Der Umfang, in welchem diese »Nervenschlingen« ²⁶ den Blutfluss kontrollieren, hänge von der Feinheit und Empfindlichkeit der Nerven eines Individuums ab, wodurch sich die Reizbarkeit der Arterien bestimme. Der Blutfluss zu verschiedenen Organen und Körperregionen affiziere dementsprechend die Leidenschaften des Geistes. Letzterer arbeite natürlich am Besten im Zustand der Ausgeglichenheit: »Die Richtigkeit der Beurteilungskraft hängt von einer guten Beschaffenheit des Hirns ab.« Bestimmte systemische Funktionsstörungen – »wird es gedrückt, gereizt, vom Blut erschöpft« – veränderten den »Bau des Hirns« und brächten alle rationale Hirntätigkeit zum Erliegen. ²⁷ Damit ist auch gesagt, dass ein exzessives Übermaß an Leidenschaft schädigend wirken kann.

Von Haller bemerkt, dass sich somatische Vorgänge, die durch die Leidenschaften des Geistes bewirkt sind, in der äußeren Erscheinung des Körpers manifestieren:

Auch darf man nicht verkennen, dass der Schöpfer den Leidenschaften des Gemüths ihre Kennzeichen zugeordnet hat, damit der Mensch nicht leicht im gesellschaftlichen Leben täuschen könne. Einige Kennzeichen, vorzüglich an der Stimme, im Gesicht, und an den Muskeln des Augs drücken die Leidenschaften des Gemüths so treu aus, daß sie sogar vom Mahler vorgestellt werden können [...] Von demjenigen Muskeln, die oft eine Handlung wiederholen, entstehen die Gesichtszüge (Physiognomie), so daß der Zustand des Gesichts beständig bleibt, der etwas von der Wirkung des Muskeln, die die Oberhand haben, zurückbehält. ²⁸

Von Hallers Beobachtung, dass die Physiognomie glücklicherweise den Tugenden einen Vorsprung vor den Lastern gewährt, ist eine typische Anerkennung des Ersten Bewegers, die allen aufrichtigen Naturphilosophen bei ihrer Suche nach zweiten Ursachen gemeinsam ist. Die Situation der Physiologie Mitte des 18. Jahrhunderts – mit von Haller studierten Boerhaave und Lipsius – ist in dieser Darstellung umstandslos greifbar. Hervorheben möchte ich von Hallers Anpassung der wissenschaftlichen Erklärung an bestimmte strukturierende Themen, die einer Tradition der Physiognomie zugehören, von der er sich stillschweigend distanziert. Seine Theorie geistiger Leidenschaften basiert auf einer Vorstellung von der Mäßigung konfligierender physiologischer Elemente. Obwohl der Funktionszusammenhang

25 Ebd., S. 276.

26 Ebd., S. 277.

27 Ebd., S. 269.

28 Ebd., S. 102.

nicht mehr in den Körpersäften gründet, scheinen doch bestimmte Ausdrücke solche Vorgänge erklären zu können, die ansonsten theoretisch schwer fassbar wären – wie etwa im Falle der Rede von den Veränderungen im Hirn beförderten »Nervengeistern«. Sie scheinen Nachlass-Termini gleichzukommen.

Ein weiterer Versuch, den Begriff des Gleichgewichts physiologischer Komponenten in eine mechanistische Physiologie einzubinden, findet sich im ersten von Jean Paul Marat veröffentlichten Werk, der 1775 erschienenen Schrift *Über den Menschen oder über die Prinzipien und Gesetze des Einflusses der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele*. Marat erklärt, die Leidenschaften »erzeugen alle eigentümlichen Wirkungen auf unseren Körper, und sie machen sich dort für den aufgeklärten Beobachter stets durch einige Zeichen bemerkbar, aber nirgends zeichnen sie sich mit solcher Energie ab wie im Gesicht«. Für Marat ist das Gesicht »ein[] lebendige[s] Bild, das jede Regung der Seele kraftvoll und rein wiedergibt«. ²⁹ Miteinander verbundene Gesichtsmuskeln »bringen jeden Ausdruck der Physiognomie zustande und zeigen jede Rührung der Seele. Im Ruhezustand drücken sie die Gelassenheit der Seele aus, mit ihren verschiedenen Bewegungen aber die verschiedenen Seelenregungen.« ³⁰ Bei ein und derselben Leidenschaft zögen sich die Muskeln immer auf dieselbe Weise zusammen, die Muskelreaktionen auf sich ändernde Gefühle seien flüchtig. Wenn sich jedoch die Seele »gewohnheitsgemäß ein und derselben Leidenschaft hingibt, bilden diese Züge eine bleibende Falte, und diese Falte wird charakteristisch für die Physiognomie«. Marat postuliert so etwas wie eine hydraulische Nervenphysiologie – d. h. eine Konzeption der Bewegung und Zirkulation des »Nervensafts«.

Der Verstand beeinflusst den Körper immer mit demselben Mechanismus wie die Empfindungsfähigkeit, immer durch einen Anstoß, der sich dem Nervensaft mitteilt. Wenn der Geist angespannt ist, drückt er diesen Saft kräftig in die Markkanäle der Muskeln, der Zwerchfellnervengeflechte und vor allem der Hirnhäute; er erhöht also die Spannkraft der Fasern. Diese gesteigerte Spannkraft bewirkt, daß unsere Gefäße lebhafter pulsieren, unsere Säfte fließen also stärker und kräftiger. ³¹

Im Zustand der Ruhe oder der tiefen Meditation sind die Zirkulation der Säfte und die Nervenanspannung dramatisch gesteigert, während »das Zusammenziehen der Nervenetze, welche die Blutgefäße umhüllen«, den Blutkreislauf aufhält. Das wiederum führe zum »Hitzeempfinden und [der] innere[n] Unruhe«, welche »tiefe Meditationen stets begleiten«. Wenn die Seele »mehr Flüssigkeit in unsere Fasern« treibe, mache sie diese, so erklärt Marat, empfindlicher und die Organe daher be-

29 Jean Paul Marat: *De l'homme, ou des principes et des loix d'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme* (1775), übers. als: *Über den Menschen oder über die Prinzipien und Gesetze des Einflusses der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele*, Weinheim (VCH, Acta humaniora) 1992, S. 129.

30 Ebd.

31 Ebd.

reit, »sich beim leisesten Eindruck zusammenzuziehen. Auf diese Weise verstärkt die Einbildungskraft unsere Empfindungen.«³²

Bewegung ist, so Marat, der wesentliche Bestandteil des Charakterausdrucks. Deshalb seien die beweglicheren Teile des Gesichtes bedeutungsvoller – am wenigsten die Nase, am meisten die Lippen, der Mund, die Wangen, die Augenlider und die Augenbrauen. Am ausdrucksvollsten von allen seien jedoch die Augen. Sie registrierten die Gefühle und Stimmungen der Seele auf überzeugendste Weise und enthielten »durch ausgeprägte Merkmale die geheimsten Regungen der Seele.«³³

Da das Auge von zahlreichen Nerven gebildet wird oder, besser gesagt, selbst nur ein großer entfalteter Nerv und reichlich mit Nervenflüssigkeit versorgt ist, muß diese Flüssigkeit die Eindrücke der Seele vor allem dorthin schaffen. Da es zudem sehr nahe am Gehirn liegt und im übrigen sehr durchsichtig ist, wird die Macht der Seele auch weniger abgeschwächt und tritt stärker hervor. Daß sich die Leidenschaften dann mit solcher Energie abzeichnen, ist also natürlich.³⁴

Marat bestimmt die individuelle Konstitution oder die Stimmung im Sinne eines Gleichgewichts der Körperfunktionen, insbesondere des normalen Kreislaufs der Säfte. Weil der einwandfreie Kreislauf »aus dem Gleichgewicht zwischen den Säften und den festen Bestandteilen herrührt«, könne dieses Gleichgewicht »in einer so komplizierten und zerbrechlichen Maschine wie der unseren« durch »Stöße[] der Körper ihrer Umgebung«, durch den »Eindruck der Flüssigkeiten, die sie von überallher durchdringen und die [...] fast immer ihrem zarten Wesen so wenig angemessen sind, recht leicht zerstört werden.«³⁵ Damit werde der Blutkreislauf erschwert, man verspüre »eine Art von Niedergeschlagenheit, von unbestimmtem Kummer«, Leiden, Schwäche, Schmerz. Man registriere in diesem Falle ein »Erregungsgefühl«, das »unter dem Namen *Unruhe* wohlbekannt ist.«³⁶

Obwohl das Gesicht also das Walten der Leidenschaften aufzuzeigen vermag, hatten doch die physiognomisch interessierten Wissenschaftler, Künstler und Schriftsteller der 18. Jahrhunderts wie ihre Vorgänger mit der Schwierigkeit zu kämpfen, eine präzise Diagnose zu erzielen. Der große Moralist und satirische Künstler William Hogarth (1697–1764) erkannte die Popularität des Spruchs »Das Gesicht ist ein Abbild der Seele«, schränkte jedoch warnend ein, dass man sich durchaus auf einige Eindrücke instinktartig verlassen könne, auf andere jedoch nicht. So sei ein wirklich übler Mensch mittels trügerischer Praktiken in der Lage, »seine Muskeln, indem er sie seinem Herzen zu widersprechen lehrt, so zu manipulieren, dass sein Gesichtsausdruck wenig über seine Absichten verrät«. Für gewöhnlich zeichneten, so Hogarth, die »natürlichen und ungekünstelten Bewegungen der Muskeln, ver-

32 Ebd., S. 129 f.

33 Ebd., S. 129.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 135 f.

36 Ebd., S. 136, Anm.

ursacht durch die Leidenschaften des Geistes«, jedem Mann bis zum Alter von 40 Jahren den Charakter ins Gesicht. Der beständig finstere Blick eines böartigen Menschen mache die Muskeln seiner Mundpartie zum Zeichen seiner boshaften Natur. Veränderungen dieser Art ließen sich aber durch »beständig gekünsteltes Lächeln« verhindern.³⁷ Zu Hogarths Zeit war die anatomische Grundlage seiner Beobachtung allgemein akzeptiert: Die Erregung der Nerven der Gesichtsmuskulatur erzeuge Kennzeichen des Charakters:

Es ist unbestreitbar, dass die häufige Wiederholung bestimmter Muskelbewegungen, die von bestimmten Leidenschaften oder seelischen Anlagen untrennbar sind, erkennbar Spuren hinterlassen, die hinreichend wahrnehmbar sind, um Gegenstand der Wissenschaft zu werden.³⁸

Diese Wissenschaft sollte das Arbeitsgebiet des Schweizer Geistlichen Johann Caspar Lavater (1741–1801) werden. Zu Lavaters Methode gehört eine komplexe Verbindung des Gesamtertrags der Geschichte der Physiognomie mit dem etwas dubiosen Anspruch, auf dem Feld der empirischen Forschung völlig von vorn beginnen zu wollen. Bezeichnenderweise greift auch er in seinen *Physiognomischen Fragmenten* die Nachlass-Termini auf. Die Gedankenverknüpfungen, welche diese Termini mit der alten Physiologie verbinden, werden von ihm bezeichnenderweise weder gebilligt noch preisgegeben. Lavater möchte das Mischungsverhältnis affektiver Komponenten im menschlichen Verhalten untersuchen. Er stellt klar, was von einem Künstler verlangt ist, damit dessen Zeichnungen für eine physiognomische Untersuchung dienlich sind – dieselben Erfordernisse wie für einen praktizierenden Physiognomen. Er solle gründliche Kenntnisse der Anatomie und Physiologie sowie

das höchste Ideal eines vollkommenen menschlichen Körpers wohl inne haben; nicht nur, um jede Unregelmäßigkeit, so wohl in den festen als in den muskulösen Theilen, sogleich zu bemerken, sondern auch um alle diese Theile sogleich nennen zu können, und also in seiner physiognomischen Sprache fest zu seyn. Eben so unentbehrlich ist ihm die Physiologie oder die Lehre von der Vollkommenheit des menschlichen gesunden Körpers. Er muß ferner die Temperamente genau kennen, nicht nur die äußerlich durch die verschiedenen Blutmischungen bestimmten Farben des Körpers, sein Air und s. s. sondern auch die Bestandtheile des Geblütes, und die verschieden Proportion derselben [...] wissen.³⁹

Temperament gründe in einem Gleichgewicht der verschiedenen Bestandteile des Blutes und der »äußerlichen Zeichen der Beschaffenheit des ganzen Nervensystems«. ⁴⁰ Lavaters Denken ist stark geprägt durch die mit dem Terminus »Krisis« verbundene Idee. Allerdings bemerkt er einschränkend, er könne die Arbeiten früherer Autoren über die Temperamente – Haller, Zimmermann, Kaempf, Oberreit und eine »Menge Vor- und Nachschreiber – von Aristoteles bis auf Huart, von

37 William Hogarth: *The Analysis of Beauty*, London (Reeves) 1753, S. 125 f.

38 *Medical and Philosophical Commentaries* (Anm. 14), S. 22.

39 Lavater: *Physiognomische Fragmente* (Anm. 13), S. 175 f.

40 Ebd.

Huart auf Böhme, von Böhme bis auf Lawatz«⁴¹ – in die eigene Untersuchung nicht mit einbeziehen. »Studiert habe ich diese Schriftsteller nicht«, konzediert er. Er habe »sie nicht erst selbst zu verstehen gesucht« oder deren Konzepte anhand seiner eignen Beobachtungen prüfen können, glaubt aber doch so viel zu wissen, dass »dieses Feld, so bearbeitet es scheinen mag, einer ganz neuen Umarbeitung äußerst bedarf.«⁴² Zu Beginn seiner Abhandlung über die Temperamente erklärt Lavater die traditionelle Beschreibung der vier Temperamente für skandalös, stellen sie die Vielfalt des menschlichen Charakters doch in Abrede. Ausgehend von der Vielgestaltigkeit der menschlichen Körper und Gesichtszüge – die »auf eine bestimmte Weise aus verschiedenen gleichartigen und ungleichartigen Ingredienzien zusammengesetzt«⁴³ seien – behauptet Lavater, die Leugnung der Mannigfaltigkeit sei eine Nichtanerkennung der Schicksalsfügung individueller Schöpfung. Unter Verwendung einer pharmazeutischen Metapher erklärt er, dass sich für jedes Individuum

eine eigene Mischungsformel, ein besonderes Rezept finden ließe – wodurch der Grad seines Lebens, die Art seiner Empfindlichkeit, Wirksamkeit bestimmt wird; – daß mithin jeder Körper sein eigenes individuelles Temperament, oder einen eigenen Grad der Reizbarkeit habe [...].⁴⁴

Nachdem er aber die unendliche Variabilität des individuellen Temperaments festgestellt hat, kehrt er dann doch mit der Erklärung wieder zur Tradition zurück, dass »Feuchtigkeit und Trockenheit, Feurigkeit und Kälte« die »Haupteigenschaften der körperlichen Ingredienzen« sind, sei »eben so unläugbar«. Somit entstünden

gewiß wenigstens die vier Haupttemperamente [...], das cholerische, wo die Wärme, das phlegmatische, wo die Feuchtigkeit, das sanguinische, wo die Luft, das melancholische, wo die Erde die Oberhand hat [...].⁴⁵

In Verbindung mit der »Geblütsmasse« und dem »Nervensaft« würde eines der vier Temperamente dominieren oder wären alle so miteinander vermischt, dass es schwer einzuschätzen sei, welchem der größte Einfluss zukommt. Weitere Komplikationen entstünden, wenn durch die Kombinationen verschiedener Einflüsse eine »neue Kraft« entsteht, die sich von den sie konstituierenden Teilen unterscheidet – eine Kraft unbekannter Art, jedoch hinreichend anders, um das Gefühl zu erregen, dass »keine der gewöhnlichen Benennungen [...] auf diese prädominierende Kraft« passe.⁴⁶ Lavater geht dann dazu über, die Liste der natürlich aktiven »Haupt-

41 Johann Caspar Lavater: *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*, Leipzig und Winterthur (Weidmann u. a.) 1778 (Nachdruck Leipzig 1969), Bd. 4, S. 343.

42 Ebd.

43 Ebd., S. 344.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Ebd.

eigenschaften der körperlichen Ingredienzen« um jene zu erweitern, welche zu neuen Arten von Temperamenten führen könnten – »Öl z. B., Quecksilber – Aether, die elektrische Materie, das magnetischen Fluidum. (Mayers Azidum pingue, Schmidt Frostmaterie, Blaks fixe Luft, des Abts Fontana Salpeterluft [...])« – all diese könnten sich zu verschiedenartigsten Varianten des erdigen Temperaments mischen. Um diese Vielfalt hervorzuheben, führt Lavater einige Mischungen des »Element[s] der Zähigkeit« auf – »die ölichte, harzigte, gummichte, schleimichte, milchigte, gallertartige, butterigte oder fettige, käsigte, seifenhafte, wachsartige, kampherartige, zunderigte, phosphorische, hyphorische, schwefelichte, rußige, kohlichte«. ⁴⁷ Wir sehen: Die rhetorische Vervielfachung dient dazu, die übermäßige Vereinfachung und Ungenauigkeit der Grundkategorien des Temperaments zu betonen.

An deren Stelle beschreibt Lavater zuversichtlich einen »für richtige, auch medizinische Temperamentserkenntniß, [...] einfachern Weg«, welcher die strikt interne Analyse und Bestimmung »[g]ewissermaßen barometrisch oder thermometrisch« umgeht. ⁴⁸ Statt zu versuchen, die Temperamente in ihrem inneren Wirken zu erfassen, schlägt Lavater vor, deren »Reizbarkeit und Nichtreizbarkeit« zu messen, die sie in der Mischung bewirken. Dies gibt ihm die Möglichkeit, die vier traditionellen Temperamente in Begriffen der »Höhe, Tiefe, Weite und Nähe« neu zu fassen.

So ist das choleriche am reizbarsten in allen Arten von Höhe, ohne Gefahr zu scheuen – das furchtsamste melancholische hingegen reizbar in allen Arten von Tiefe, wo es nur sichern Grund finden oder vermuten kann; das sanguinische in allen Arten von Weite, bis zur Zerstreuung ins Unendliche; das phlegmatische weder in große Weite, noch Höhe, noch Tiefe reizbar, nur zu dem, was es in Ruhe bequem am nächsten erlangen kann, geht so der Nähe nach, glatten Wegs hin nach seinem kleinen oder mäßigen Horizont, keinen Schritt leicht weiter, in gleichgültigem Nichtachten alles übrigen, zur ökonomisch-epikurischen Gartenphilosophie noch am bequemsten. ⁴⁹

Lavater bestimmt Temperament als die »Nervenreizbarkeit des organischen Lebens«, welche eindeutige Gesichtszüge hervorbringe. Um das Temperament eines Menschen wirklich einschätzen zu können, müsse der Beobachter, so Lavater, zu unterscheiden lernen zwischen der »momentane[n] Spannung, und Reizbarkeit überhaupt, oder [der] Physiognomie und [dem] Pathos des Temperaments«. Eine ordnungsgemäße Diagnose des Temperaments erfolge durch Messung des Unterschieds zwischen dem »Umriss des ruhenden Körpers« und der Bewegung der ausdrucksverleihenden Merkmale und der »gegenwärtigen Beschaffenheit«. ⁵⁰ Das »Pathos des Temperaments« – eine von Lavaters eher dunkleren Bezeichnungen – meint offenbar die Art und Weise, auf welche körperliche »Beschaffenheit und

47 Ebd., S. 345.

48 Ebd., S. 345 f.

49 Ebd., S. 346.

50 Ebd., S. 348.

Form« Muskelbewegungen erzeugen oder die Auswirkung der Leidenschaft auf die »Bewegung der Muskeln«.

Lavaters geistreiche Erläuterungen sind aner kennenswert. Dennoch ist nicht umstandslos klar, in welcher Weise diese Darstellungen zu einer grundlegenden Revision der traditionellen Kategorien führen – wenn damit nicht sein beharrlicher Verweis auf ein Übermaß an Variabilität gemeint sein sollte, dem er indes nicht weiter nachgeht. Lavater hat stattdessen eine Reihe neuer Metaphern erfunden und – obwohl offensichtlich der Überzeugung, eine neue, umfassendere Definition geliefert zu haben – tatsächlich nur einen anderen Weg aufgezeigt, die gleichen Prozesse darzustellen. Es ist deshalb auch charakteristisch, dass er seine Abhandlung mit einer Reihe praktischer Fragen beschließt, die noch der Beantwortung harren – »Welche Temperamente schicken sich zur Freundschaft?«⁵¹ u.s.w.

Wir können somit erkennen, dass die Wiederkehr von Nachlass-Termini dazu führt, dass die Forderungen nach einer neuen empirischen Physiognomie und die traditionsgeprägte Sprache der praktischen Diagnostik einander ausschließen. Wenn die humoralphysiologischen Begriffe des Verhaltens und der Verhaltenslenkung genutzt werden, nachdem die alte Physiologie längst aufgegeben worden war, so weist dies oftmals auf einen semantischen Wandel hin: Ein Persönlichkeitszug – der sanguinische oder melancholische Charakter – bleibt ein praktikables Konzept auch dann, wenn er die ursprüngliche Eigenschaft kausaler Erklärung nicht mehr besitzt. Der Physiognomie scheint stillschweigend der Grundsatz zu unterliegen, dass die wesentlichen Charakterzüge einer Person nicht von äußeren Umständen abhängen, dass sie innerlich bestehen, ja angeboren sind.⁵² An manchen Stellen neigt Lavater aber offensichtlich zu Zweideutigkeit und Unklarheit – etwa wenn er zwischen den ursprünglichen Bedeutungen der Termini und dem Anspruch schwankt, aus diesen etwas Neues zu gestalten. Und schließlich kann man diesen geschichtlichen Fortschritt auch als einen Versuch werten, die Physiognomie – als Wissenschaft verstanden – von ihren vergangenen Torheiten zu befreien. Dies geschieht, indem man eine neue Terminologie entwickelt, die in lockerer Verbindung zu früheren, zugleich aber auch (mittels begrifflicher Neubelegung) zu neuerdings relevanten und aufklärungskompatiblen Bestimmungen des menschlichen Charakters steht.

Aus dem Englischen von Veit Friemert

51 Ebd., S. 357.

52 Zum Einfluss dieser in die griechische Antike zurückreichenden Präsupposition auf die Geschichte der modernen Psychologie vgl. Jonah Lehrer: »Don't! The secret of self-control«, in: *The New Yorker*, May 8, 2009, S. 28.